Zeitschrift: Asiatische Studien : Zeitschrift der Schweizerischen Asiengesellschaft = Études asiatiques : revue de la Société Suisse-Asie

Herausgeber: Schweizerische Asiengesellschaft

Band: 39 (1985)

Heft: 1-2

Artikel: Sinologie, Chinakunde, Chinawissenschaft : eine Standortbestimmung

Autor: Gassmann, Robert H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-146733

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SINOLOGIE, CHINAKUNDE, CHINAWISSENSCHAFT EINE STANDORTBESTIMMUNG

ROBERT H. GASSMANN

Einleitung

Im Rahmen einer akademischen Laufbahn setzt die Antrittsvorlesung ein Zeichen besonderer Art*. Während die vorausgehenden Übergangsriten wie Lizentiat und Doktorat noch sehr stark vom Gedanken der Fachausbildung und der zunehmenden Fachkompetenz beherrscht sind, signalisiert die Habilitation und das mit ihr gewährte Recht, als Dozent Vorlesungen zu halten, normalerweise den Übergang zum anerkannten Fachvertreter bzw. Fachlehrer. In den meisten Fächern der Philosophischen Fakultät I wickelt sich dieser Prozess ohne grundsätzliche Schwierigkeiten ab: so legt man beispielsweise die Lizentiatsprüfung mit Anglistik im Hauptfach ab, promoviert später in Anglistik und habilitiert sich schliesslich je nach Neigung für eines der beiden akademischen Fächer «Englische Linguistik» oder «Englische Literatur». Dieser Sachverhalt bedeutet wohl, dass die Begriffe «Anglistik» und «Anglist» weder für die anglistischen Fachvertreter noch für die übrigen in der Fakultät versammelten Dozenten in einem existentiellen Sinne problematisch sind. Dies trifft auch für andere grosse Fächer wie Germanistik, Romanistik und Geschichte zu, nicht aber für das sogenannte «kleine Fach» Sinologie – oder soll man es besser «Chinakunde» oder gar «Chinawissenschaft» nennen? Diese zunächst terminologisch erfassbare Identitätskrise ist zum Teil von den Sinologen selbst verschuldet, zum Teil ist sie aber auch das Resultat von Entwicklungen, die ausserhalb des Faches abliefen. Da die Existenz einer Sinologie, dieser in der Schweiz bisher nur in Zürich voll gehegten Orchidee, keineswegs selbstverständlich, und die Bezeichnung «Fachvertreter» ausserdem nicht ganz unproblematisch ist, scheint mir daher der jetzige Zeitpunkt geeignet zu sein, um das Selbstverständnis dieses Faches und seinen akademischen bzw. wissenschaftlichen Standort zu erörtern – und damit natürlich auch mein eigenes Verständnis zu reflektieren.

Nun: ob ein Fach eine Zukunft hat oder nicht – darüber kann man sich ja streiten; dass es eine Vergangenheit hat, die die Gegenwart gestaltet, ist

* Die nachfolgenden Ausführungen sind eine überarbeitete und erweiterte Fassung der am 12. Januar 1985 an der Universität Zürich gehaltenen Antrittsvorlesung.

dagegen unbestreitbar. Um also einerseits die Bedingungen kennenzulernen, unter denen sich ein Interesse an China herausbildete und Wissen über China nach Europa kam, andererseits um einige der Kräfte zu verstehen, die die Sinologie wesentlich beeinflusst haben und heute noch teilweise beeinflussen, ist es unumgänglich, vorerst auf charakteristische Merkmale der Vermittlung von Kenntnissen über China in historischer Zeit einzugehen. Beginnen wir also mit einem Überblick über die Entwicklung der *praktischen Chinakunde,* die damit von der akademischen Sinologie abgegrenzt sei.

Die Zeit der praktischen Chinakunde

Der Beschreibung des Plinius (23–79 n.Chr.) in seiner *Naturalis historia* nach zu schliessen, wussten die Römer möglicherweise schon von den als zivilisiert geltenden «Seres», also von den nach ihrem begehrten Exportprodukt, der Seide, benannten Chinesen. Dieses Wissen über das Herkunftsland der Seide war aber stets durch Völker in Vorder- und Zentralasien, die den Zwischenhandel kontrollierten, vermittelt. Berichte, die von Europäern aus eigener Anschauung heraus verfasst waren, gab es – wenn man von einer wohl zweifelhaften Erwähnung bei Ptolemäus (85–160 n.Chr.) im 2. Jahrhundert absieht – erstmals im 13. Jahrhundert. Franziskanische Kleriker waren damals zum Sitz des Mongolenkhans ausgesandt worden, um im Auftrage der päpstlichen Kurie über ein Militärbündnis zu verhandeln, während Handelsreisende über den später unter dem Namen «Seidenstrasse» bekannten Handelsweg sogar bis nach China gelangten. Der wohl berühmteste Bericht stammt bekanntlich aus der Feder des Venetianers Marco Polo, der von 1275 bis 1292 in der Mongolei und in China gelebt und das Land mehrfach durchreist haben soll. In seinem kosmographischen Buch *Beschreibung der Welt* schildert er China als ein blühendes Reich, als ein Kaufmannsparadies mit weitverbreitetem Wohlstand. Obwohl diese Kunde auch als Aufschneiderei abgetan wurde, hinterliess das eine neue Epoche der *landeskundlichen Literatur* einleitende Buch im Abendland den Eindruck, China sei das reichste Land der Welt.

Die nächsten Berichte stammen aus dem 16. Jahrhundert und sind das Resultat *aktiver* Informationsgewinnung durch eigentliche Gesandten der erstarkten europäischen Handelsnationen. Mission war ein Ziel, Handel ein anderes. Der Auftrag des spanischen Augustinermönches Martin de Rada, der 1575 die Provinz Fukien besuchte, bestand beispielsweise dar-

in, möglichst viel Offenliegendes und Geheimes über Land und Leute in Erfahrung zu bringen, insbesondere aber eben herauszufinden, welche Art Handel sie trieben, ob sie zuverlässig seien, und welche Waren mit ihnen getauscht werden könnten. Ein anderer spanischer Augustiner, Juan Gonzáles de Mendoza, fasste de Radas Bericht und die der vielen anderen europäischen Reisenden seines Jahrhunderts in der ersten grossen europäischen Beschreibung Chinas zusammen, die für lange Zeit das Chinabild der Europäer bestimmte. Im Jahre 1589 erschien sie auch in deutscher Sprache unter dem Titel *Eine Neuwe/Kurtze/doch wahrhafftige Beschreibung dess gar Grossmächtigen weitbegriffenen/bisshero unbekanndten Königreichs China.*

Halten wir hier einmal kurz inne und versuchen wir, die Grundgegebenheiten der eben geschilderten Beziehungen zwischen China und dem Abendland schärfer zu fassen: der Wunsch nach Information geht vom Abendland aus; die Information wird durch spezifisch beauftragte Gesandte aktiv beschafft; der Informationsbedarf ist deutlich selektiv und entspricht der abendländischen Interessenlage (Mission und Handel); dabei fliesst auch Kurioses, Unbekanntes, Erstaunliches und Unerklärliches in die Berichterstattung ein und beflügelt die abendländische Phantasie. Kurzum: wir haben es mit einer auf die abendländischen Interessen hin angelegten *praktischen Landes- bzw. Chinakunde* zu tun, aber auch mit einem auf die abendländische Gefühlswelt einwirkenden *Faszinosum.*

An diesen Grundgegebenheiten änderte sich nichts, obwohl die jesuitischen Missionare im 17. Jahrhundert weitere Dimensionen der Information im geistigen und historischen Bereich erschlossen und dadurch eine bedeutende quantitative Ausweitung bewirkten. Das Interesse dieser hochgebildeten Patres war einerseits auf die Ursachen der für sie beispiellosen Ordnung und Wohlhabenheit Chinas gerichtet, andererseits auf die intellektuellen Voraussetzungen für ihre über die chinesische Bildungsschicht betriebene Mission, die von Matteo Ricci (1583–1610 in China) eingeleitet worden war. Die Informationsbriefe und Berichte der Gesellschaft Jesu fanden im Abendland grosse Verbreitung und befruchteten die Diskussionen in gelehrten und gebildeten Kreisen.

Die neue Kenntnis der chinesischen Kultur gewann im 18. Jahrhundert eine grosse Bedeutung in der Entwicklung der europäischen Aufklärung. Besonders die idealisierten Vorstellungen von den konfuzianischen Beamten und Gelehrten sowie von deren Stellung im Staate beeindruckten die Geister in Europa. Auch der Akademie-Gedanke, wie ihn besonders Leibniz verfochten hat, ist von China befruchtet worden. Um es ganz bewusst in aktualisierender Anspielung auf einen Buchtitel der jüngeren

Vergangenheit auszudrücken: in China fand man die «konkrete Utopie» verwirklicht, sah man, dass «die Beste aller Welten» keineswegs unmöglich war. Aber Europa war auch im Umbruch: Was den einen Beweis für die erfolgreiche Organisation einer Gesellschaft war, galt den anderen als Beleg für die Überlegenheit der eigenen Welt. Der von den Jesuiten vermittelte Mythos der zeitlosen Fortdauer eines homogenen konfuzianischen Staates und der scheinbaren Konstanz der chinesischen Weltordnung erfuhr unter dem Einfluss des Fortschrittsdenkens im 18. und 19. Jahrhundert eine diese idealisierte Statik negativ deutende Interpretation. So meinte etwa Herder:

> Das Reich ist eine balsamierte Mumie, mit Hieroglyphen bemalt und mit Seide umwunden; ihr innerer Kreislauf ist wie das Leben schlafender Wintertiere . . . Es ist ein Winkelvolk auf der Erde, vom Schicksal ausser den Zusammendrang der Nationen gesetzt und eben dazu mit Bergen, Wüsten und einem beinah buchtenlosen Meer verschanzet.

Entwicklungsstillstand und Abgeschlossenheit – so die bestimmende europäische Beurteilung Chinas im 19. Jahrhundert. Da das Fortschrittsdenken Geschichte als Entwicklung begriff, die sich linear, unumkehrbar und wiederholungsfrei vollzog, konnte es dort, wo es Wiederholungen gab, wie offensichtlich in China, keine Geschichte erkennen. Das Faszinosum «China» hatte sich vom *Vorbild* zum *Gegenbild* gewandelt.

Diese selbstauferlegte geistige Abkehr von China, dieser Verlust an Erkenntnisinteresse und die daraus resultierenden mangelhaften Kenntnisse nährten jedoch ein Element, welches Unkenntnis häufig begleitet, nämlich Angst. Der Schritt vom Gegenbild zum unmissverständlichen *Feindbild* ist da rasch vollzogen. Nicht zufällig taucht in dieser Zeit auch der Begriff der «gelben Gefahr» auf, um auch in unserem Jahrhundert zeitweilig die Palette der verschiedenen farbigen Gefahren zu bereichern. Das Bild Chinas in Europa wird einer Folge von Farbwechselbädern unterzogen, ein Prozess, der sich auch in der schweizerischen Gegenwartsgeschichte nachzeichnen lässt, wie die folgenden zwei knapp zwanzig Jahre auseinanderliegenden Zitate zur Affäre Alfred Rasser belegen. Als der Kabarettist Rasser 1954 eine Reise nach China unternahm, um sich über dieses Land zu informieren, wurde dies beispielsweise im Wochenblatt von Pfäffikon am 22. September 1954 wie folgt kommentiert:

> Wir lassen zwar gerne über guteidgenössische Schwächen spotten, aber wenn wir eine rote Tendenz dahinter spüren, erstarrt uns das Lachen darüber im Gesicht. Das merkwürdige Gefühl, das einen anlässlich der jüngsten Aufführungen Rassers be-

schlich, hat sich als gerechtfertigt erwiesen, und wir werden deshalb in Zukunft auf die Ausfälle eines Witzboldes, der sich offiziell von einem roten Amor beissen lässt, mit Vergnügen verzichten. Von uns aus kann Herr Rasser bleiben, wo er sich nun gerade befindet. (Cortesi/Meyer: 70)

Nach der berühmten Reise einer schweizerischen Parlamentariergruppe im Jahre 1972 kommentierte Roman Brodmann die Berichte der begeistert zurückgekehrten Räte wie folgt:

Erinnern wir uns doch nur ein paar Sekunden an das grosse Geschrei über den geistigen Landesverrat, den ein paar Schweizer verübten, als sie bereits vor achtzehn Jahren die Tollkühnheit besassen, sich über die neue Entwicklung im kommunistischen China durch einen persönlichen Augenschein zu informieren. Denken wir daran, wie die rechte Bürgerpresse von der feinsten Machart das Kesseltreiben gegen diese Leute anheizte, vor allem gegen den leider so populären Kabarettisten Alfred Rasser, dessen Gesinnungsdelikt allein darin bestand, dass er nach China gefahren war. Hätte er damals über Maos Reich mit ähnlicher Begeisterung berichtet, wie es vor einigen Wochen der Präsident der Freisinnig-demokratischen Partei der Schweiz, Henri Schmitt, tat – ich glaube, man hätte ihn gelyncht. (Cortesi/Meyer: 71)

Dieser kurze historische Überblick über die *praktische Chinakunde* und über die darin vermittelten europäischen Chinabilder mag genügen, um zu verdeutlichen, dass Intensität und Qualität der Beschäftigung mit China im Westen stets in einer mehr oder weniger engen Abhängigkeit zum europäischen Selbstverständnis und zu seiner Interessenlage standen. Dasselbe galt und gilt auch für die akademische Beschäftigung mit China, also für die *Sinologie,* denn die Einrichtung von sinologischen Lehrstühlen an Universitäten geschah meist sehr bewusst im Rahmen dieser Vorstellung, wie dies im Bericht des Professorenrates am Kolonialinstitut der Freien und Hansestadt Hamburg, der Vorstufe der eigentlichen Universität Hamburg, im Jahre 1909 formuliert wurde:

Es darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, dass Ostasien ein Faktor von immer grösserer Bedeutung in der Weltpolitik wird. Auf politischem wie wirtschaftlichem Gebiet erweist es sich als immer wichtiger, die Kräfte zu erkennen, welche die alten Kulturvölker des fernen Ostens bewegen. Das Studium Chinas, der Wiege der ganzen ostasiatischen Kultur, hört in der Gegenwart auf, eine Domäne weltfremder Philologie zu sein. Es ist eine der grossen Aufgaben der Gegenwart, die politische und soziale Entwicklung Ostasiens verstehen zu lernen. (W. Franke: 15)

Gute sechzig Jahre später stehen solche Überlegungen beim Ausbau ostasiatischer Studien noch immer im Vordergrund, so z.B. im Forschungsbericht des Schweizerischen Wissenschaftsrates. Darin heisst es:

> Der Wissenschaftsrat ist der Auffassung, dass die Entwicklung der ostasiatischen Studien in der Schweiz einem Bedürfnis entspricht, weil die Völker des Fernen Ostens eine wachsende, ja entscheidende Rolle in der modernen Welt spielen. Die Kenntnis insbesondere Chinas und Japans ist für ein Land wie die Schweiz, das über ein Netz von internationalen Beziehungen verfügt, zur Notwendigkeit geworden. Neben dem besonderen linguistischen und kulturellen Interesse, das der Sinologie und Japanologie zukommt, sprechen politische und ökonomische Motive für eine Entwicklung dieser Wissenschaftsbereiche. (*Forschungsbericht:* I, 146)

Wie – so fragt man sich – wie kann da die Sinologie angesichts einer solchen Wesensbestimmung und eines solchen Bedarfs an praktischer Landeskunde von den z. T. recht bewegten Strömen in den innen- wie aussenpolitischen Kraftfeldern unberührt bleiben? Soll sie überhaupt von einer solchen Berührung verschont bleiben? Wie kommt es da – so fragt man sich weiter – zum Vorwurf, sie sei eine «weltfremde Philologie», eben eine «Orchideenwissenschaft», wenn sie doch einem Bedürfnis entspricht? Warum finden Sinologen trotzdem keine angemessene Aufnahme im politischen und ökonomischen Bereich? Versuchen wir im folgenden, den Rahmen für die Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen abzustecken. Ausgangspunkt wird nun nach der praktischen Chinakunde (die, wie eben zu sehen war, heute noch wirksam ist) ein Stück Wissenschaftsgeschichte sein, nämlich die *Geschichte der Sinologie und ihres Selbstverständnisses.*

Geschichte der Sinologie und ihres Selbstverständnisses

Die Geschichte der Sinologie lässt sich inhaltlich in *vier* verschiedene Etappen einteilen. Im Vergleich zur vorderasiatischen Orientalistik, also der Wissenschaft vom Alten Orient (Ägypten und Zweistromland) und der Semitistik, Arabistik und Islamkunde, aber auch im Vergleich zur Indologie ist die Sinologie eine sehr junge Wissenschaft. Im Laufe des 19. Jahrhunderts setzte der langsame Aufstieg der Chinakunde zum Rang einer vollwertigen akademischen Disziplin, eben der Sinologie, ein. Den Anfang machte Frankreich, wo 1814 am Collège de France eine «Chaire de langues et de littératures chinoises et tartares-mandchoues» gegründet wurde. Der Ausbildung in der praktischen Sprachkunde diente die erst 1843 errichtete Professur für gesprochenes Chinesisch an der Ecole des Langues Orientales. In fast allen anderen Ländern ging man den umgekehrten Weg; es gab zuerst Professuren für die Ausbildung für die Praxis (Missionare, Kaufleute, Diplomaten) und später erst solche mit rein akademischen Aufgaben.

Diese *erste Etappe* der Sinologie, das 19. Jahrhundert, ist somit gekennzeichnet durch ein *Nebeneinander* einer chinakundlichen Sinologie der Amateure oder Praktiker und der akademischen Sinologie. Für die spätere Entwicklung der Sinologie folgenreich war deren universitäre Zuordnung zur Orientalistik oder zum Bereich Länder- und Völkerkunde. Im 19. Jahrhundert wurde die Orientalistik als eine einheitliche Wissenschaft ganz Asiens betrachtet und das Dilettieren im Chinesischen neben der Beschäftigung mit Sanskrit und Arabisch war durchaus üblich. So fand folgerichtig der Unterricht in Chinesisch und chinesischer Landeskunde auch seinen Platz am 1887 gegründeten Seminar für Orientalische Sprachen an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin.

In einer *zweiten Etappe* erfolgte die Errichtung eigenständiger sinologischer Lehrstühle; an den deutschen Universitäten geschah dies erst im 20. Jahrhundert, zuerst – wie schon erwähnt – in Hamburg 1910. Die akademische Sinologie als selbständige akademische Disziplin ist als eine *Kolonialwissenschaft* entstanden, und in Deutschland darum wohl zuletzt, weil es auch als letzte Kolonialmacht in China auf den Plan trat. Kennzeichnend dafür ist auch die Tatsache, dass die Mehrheit der Sinologen jener Zeit aus der Praxis (Mission, Diplomatie, Handel) stammten. Das Erbe dieser zweiten Etappe macht übrigens der deutschen Sinologie heute noch zu schaffen, denn obwohl vieles von dem, was vor dem Ersten Weltkrieg in deutscher Sprache entstanden ist, eigentlich nur noch wissenschaftsgeschichtlichen Wert hat (oder doch haben sollte), erleben noch viele solche Werke Neuauflagen, wie z.B. die zwischen 1910 und 1930 entstandenen bekannten Übersetzungen von Richard Wilhelm, oder die 1881 verfasste *Grammatik der chinesischen Schriftsprache* von Georg v.d. Gabelentz, oder das einzige nennenswerte chinesisch-deutsche Wörterbuch von Werner Rüdenberg aus dem Jahre 1924. «Leider» muss man da sagen, denn sie wären zwar eigentlich weitgehend überholt, aber sie sind die einzigen greifbaren Grundlagenwerke ihrer Art in deutscher Sprache, und neuere Standardwerke sind noch keine in Sicht.

Die *dritte Etappe* der akademischen Sinologie, die man als die Zeit der grossen Sinologen unseres Jahrhunderts bezeichnet hat, ist einerseits durch ihre orientalistischen Wurzeln, andererseits durch die aus bestehenden und neuentstandenen Wissenschaftsgebieten an chinesisches Material herangetragenen Fragestellungen gekennzeichnet. So entwachsen z.B. der alten orientalistischen Verbindung zwischen Sanskrit und Chinesisch die so fruchtbaren buddhistischen Studien, zu deren Aufbau die berühmten, in Frankreich tätigen schweizerischen Sinologen Chavannes und Demiéville Entscheidendes beigetragen haben. Gleichen indo-chine-

sischen Ursprungs sind die sprachvergleichenden Studien, die der Rekonstruktion alter chinesischer Sprachstufen und dem Nachweis bzw. der Widerlegung von Verwandtschaftsbeziehungen zwischen dem Chinesischen, dem Tibetischen (sog. Sino-Tibetanistik) und anderen südostasiatischen Sprachen dienen sollten. Hier wäre auch der ausserordentlich sprachbegabte, leider jedoch 1914 früh verstorbene Schweizer Huber zu nennen. In diese Etappe fällt nach dem Ersten Weltkrieg jedoch eine gewisse Loslösung von den anwendeorientierten chinakundlichen Bedürfnissen und parallel dazu eine stärkere Akademisierung. Dies äussert sich vornehmlich darin, dass methodische Ansätze und Fragestellungen aus stärker theoriebewussten Fächern bei der Bearbeitung chinesischen Materials Anwendung finden. So gehen linguistische Ansätze in die Arbeiten über die chinesische Sprache ein, etwa bei Karlgren oder bei Maspero; soziologische Ansätze aus der Durckheim-Schule schlagen sich in den Arbeiten von Granet nieder; ökonomische Ansätze bestimmen die Arbeiten von K.A. Wittfogel und E. Balazs; und die erste wissenschaftlichen Anforderungen genügende Geschichte Chinas ist das zwischen 1930 und 1952 erschienene fünfbändige Werk O. Frankes.

Unverkennbar ist in dieser Periode, dass die chinabezogenen Forschungen ein wissenschaftliches Niveau erreichten, das den Vergleich mit anderen Fächern nicht zu scheuen brauchte; ebenso unverkennbar bahnt sich hier schon eine Entwicklung des Selbstverständnisses an, die in den 60er und 70er Jahren ihren Höhepunkt erreichte, nämlich die als *Departementalisierung* gedeutete Auffächerung eines chinakundlichen Gesamtfaches «Sinologie» in verschiedene chinabezogene Spezialbereiche.

Dass diese Deutung der Sinologie dem ausserakademischen chinakundlichen Erbe verpflichtet ist, lässt sich beispielhaft an Formulierungen in der 1939 gehaltenen Antrittsvorlesung von Ed. Horst von Tscharner, dem ersten Inhaber eines schweizerischen Lehrstuhls für Sinologie, ablesen. Von Tscharner, der also aus gleichem Anlass den Versuch machen musste, seinem Publikum die Sinologie zu erklären, setzte die Sinologie absolut mit der Chinakunde gleich (S. 3), wobei diese «grundsätzlich Philologie, Geschichte, Geographie, Philosophie, Religionswissenschaft, Rechtswissenschaft, Medizin, kurz fast alle Fächer aller Fakultäten» (S. 9), die auf die chinesische Welt bezogen sind, vereinigt. Konsequenterweise spricht von Tscharner auch von der «sinologischen Sprachwissenschaft» (S. 10), der «sinologischen Kunstwissenschaft» (S. 17), der «Soziologie in der Chinakunde» (S. 13), und schliesslich davon, dass O. Franke «die Chinageschichtswissenschaft endgültig mit der allgemeinen Geschichtswissenschaft verbunden habe (S. 13).

Fassen wir kurz zusammen: In der Entwicklung der Sinologie kann man also bis zu diesem Zeitpunkt drei Stufen erkennen; in der ersten Stufe bildet sie einen Teilbereich der Orientalistik; in der zweiten Stufe erreicht sie den Rang einer eigenständigen akademischen Disziplin – positiv ausgedrückt: die Sinologie hat sich von der Orientalistik emanzipiert, negativ ausgedrückt: die Orientalistik desintegriert und verliert an Bedeutung (die Existenz von weiteren Tochterfächern wie Arabistik, Indologie, usw. belegen dies auch); in der dritten Stufe setzt eine als innere Ausdifferenzierung gedeutete Fächerung der Sinologie in Teilbereiche wie Religion, Geschichte, Sprache, Literatur, usw. ein. Der Fortgang der Geschichte, die *vierte Etappe* also, ist nun unschwer vorauszusagen: so wie die ehrwürdige Mutter Orientalistik ihre persische Rose und ihre chinesische Jadeblume freigeben musste, so muss nun offenbar auch die Sinologie in einem allmählichen Prozess der Selbstauflösung die scheinbar aus ihrem Schoss hervorgegangenen Fächer in die Unabhängigkeit entlassen. Herbert Franke deutete 1968 den Prozess wie folgt:

> Die gegenwärtige Situation ist in der Sinologie wie in allen anderen Disziplinen durch eine Tendenz zur Spezialisierung gekennzeichnet. Es hat sich gezeigt, dass die Sinologie als Fachbezeichnung zu umfassend ist, um noch Realitätscharakter zu haben. Kein einziger Gelehrter ist heute mehr imstande, den ganzen Bereich der chinesischen Kultur wissenschaftlich zu überschauen und in Forschung und Lehre zu vertreten. Dieser Lage hat als erste Universität die neue Ruhr-Universität Bochum Rechnung getragen, indem sie am Ostasien-Institut eine Professur für Sprache und Literatur Chinas neben einer solchen für Geschichte Chinas eingerichtet hat. Daneben bestehen weitere auf Ostasien bezügliche Fachprofessuren (Recht, Wirtschaft, etc.) an diesem Institut, das damit dem institutionellen Vorbild der grossen «area institutes» (d.s. Institute, die sich mit einer ganzen Region beschäftigen) in den Vereinigten Staaten zu folgen gedenkt. Eine weitere Sparte der wissenschaftlichen Chinakunde, die nicht ohne sinologische Fundamente auskommen kann, sind Politikwissenschaft und Zeitgeschichte. Auch hierfür sind Sonderprofessuren an den Universitäten notwendig und erwünscht, wie denn überhaupt die überfachliche Zusammenarbeit mehr und mehr ein Kennzeichen der künftigen Entwicklung sein dürfte. Der Begriff «Sinologie» als eines *Gesamtfaches* (meine Hervorhebung; R.H.G.) wird sich also, wenn schon nicht der Lehrstuhlbezeichnung nach, so doch der Sache nach auffächern, in die Erforschung der Sprache, Literatur, Geschichte, Religion, Kunst usw. Chinas. (H. Franke: 46–47)

Der doch so einleuchtenden Rede kurzer Sinn: Die Sinologie desintegriert, sie ist eigentlich tot! So gesehen muss man als Sinologe die Bezeichnung «Fachvertreter» und die damit verbundenen Ansprüche in der Tat als äusserst problematisch empfinden. Und es stellt sich die bange Frage, wie man agieren oder reagieren soll, wenn von Tscharner und an-

dere, zeitgenössische Fachvertreter sich zu der Behauptung versteigen, sie verträten mit ihrem Fach eigentlich ganze Fakultäten! In diese Behauptung, wie auch in die «Abdankungserklärung» Frankes, scheinen sich meiner Meinung nach das unverarbeitete chinakundliche Erbe, eine Reihe von Missverständnissen und etliche, nicht konsequent zu Ende gedachte Überlegungen eingeschlichen zu haben, denen wir uns im folgenden zuwenden wollen.

Die Sinologie: landeskundliches Gesamtfach oder eigenständige Regionalwissenschaft?

Schauen wir uns zunächst einige von B. Wiethoff zusammengestellten Fachdefinitionen an:

> Sinologie, so definierte E.H. Schafer, ist «Chinesische Philologie» (1958): sie ist die «Erforschung Chinas, seiner geistigen und materiellen Geschichte, Sprache, Literatur, Religionen, usw., aufgrund chinesisch geschriebener Quellen» (Studienordnung Köln, 1974);
>
> «die Wissenschaft von der viertausendjährigen chinesischen Kultur . . . , wie sie sich in ihren Sprachdenkmälern darbietet» (Studienordnung Heidelberg, 1974);
>
> «die Erforschung der Kultur und Geschichte Chinas auf der Grundlage philologischer Erschliessung der chinesischen Quellen» (Studienordnung Bonn, 1974).
>
> Selbst dort, wo die Reaktion der Länder Ostasiens auf die sogenannte «Herausforderung des Westens» im Mittelpunkt steht, gilt:
>
> «Die gegenwartsbezogenen Ostasienwissenschaften beschäftigen sich in Forschung und Lehre mit dem heutigen Ostasien auf der Grundlage originalsprachlicher Materialien» (Studienplan Tübingen, 1974).
>
> «Sinologie ist eine Regionalwissenschaft» (Studiengang Sinologie, Zürich 1980).
>
> «Sie (die Sinologie, B.W.) ist also derjenige Teil der Chinakunde, der die Kenntnis der chinesischen Sprache und Schrift voraussetzt» (H. Franke, 1974). (Wiethoff: 50)

Akademische Fächer lassen sich meist nach bestimmten Gesichtspunkten einer übergeordneten Fachgruppenbezeichnung oder einem Wissenschaftsbereich zuordnen. So kann man beispielsweise das Fach «Englische Sprache» der Anglistik zuweisen, aber auch den «Sprachwissenschaften» oder den «Philologien». Von Vertretern des Faches als zumindest ungewöhnlich registriert würde dagegen wohl die Einordnung als Regionalwissenschaft, gewissermassen als Teil eines Faches «Englandkunde» oder sogar «Amerikakunde». «Akademischer Streit um Namen» ist man da zu sagen geneigt, aber die Zuteilung eines Faches zu einer Fächergattung ist nicht nur eine simple Frage der Terminologie. Es ist kei-

neswegs egal, ob man ein Fach beliebig bei den Sozialwissenschaften, den Geschichtswissenschaften, den Philologien oder den Regionalwissenschaften einreiht, denn – und dies gilt gerade für die Sinologie – je nach Einreihung werden inhaltliche und methodische Bezüge und Abhängigkeiten geschaffen, werden inner- und ausseruniversitäre Ansprüche geweckt, werden Studiengänge und Berufsfelder nachhaltig beeinflusst.

Die verschiedenen Definitionen für «Sinologie» in den eben zitierten Studienordnungen lassen eine Vielfalt von Zuweisungen erkennen und spiegeln die einleitend erwähnte Identitätskrise des Faches aufs Eindrücklichste wider: Sinologie ist da eine Philologie, ein philologisches Forschungsfach, eine philologische Kulturwissenschaft, eine gegenwartsbezogene Ostasienwissenschaft auf sprachlicher Grundlage, der sprachbezogene Teil der Chinakunde, ein Fundament für die wissenschaftliche Chinakunde. Will man diese Definitionen des Faches schulmässig analysieren, so finden wir als Vorschläge für die übergeordnete Gattung die Zuweisungen: Länderkunde, Regionalwissenschaft, Kulturwissenschaft, Philologie und Forschungsfach; für das unterscheidende Merkmal die Bezeichnungen «China», «chinesisch», «philologisch», «sprachbezogen», «gegenwartsbezogen», «wissenschaftlich» und «fundamental». So gesehen scheint das Schlimmste an der Sinologie zu sein, dass einem sogar die Fachdefinition «chinesisch» vorkommt. Und dies nicht einmal zu Unrecht, denn das Merkmal, das allen Definitionen gemeinsam ist, ist in der Tat die chinesische Sprache, d.h. die *Sprachbezogenheit* und – damit impliziert – auch die Regionalbezogenheit. Hier gelangen wir gewissermassen an eine Gelenkstelle und müssen wie der Meisterkoch Ting aus dem Werk des antiken Denkers Chuang-tzu das Tranchiermesser mit äusserster Behutsamkeit führen.

Sprache und Region tauchen zwar als charakterisierende Merkmale in allen Definitionen auf, aber damit wird nur eine scheinbare Zusammengehörigkeit suggeriert. In Wirklichkeit sind diese Bezeichnungen bereits einer bestimmten oder sogar mehreren Fachrichtungen zugeordnet und von daher in spezifischer Weise modifiziert. Wenn man beispielsweise die Geschichte Chinas anhand der Sprachdenkmäler studiert, so meint «Sprachdenkmäler» aus der Sicht des China-Historikers «historisch relevante chinesische Quellen» und «China» meint die Region als «historisch relevanten Raum»; studiert man dagegen die Literatur Chinas anhand der Sprachdenkmäler, so meinen dieselben Bezeichnungen aus der Sicht des China-Literaturwissenschaftlers «literarisch relevante Texte» und «literarisch relevanter Raum». Dass damit nicht nur verschiedene Textgattungen, sondern auch unterschiedliche Sprachformen und sogar

Regionen angesprochen sind, leuchtet unmittelbar ein. Fazit: Nicht einmal die eigentlich unbestrittenen gemeinsamen Merkmale «Sprache» und «Region» können mehr die Einheit der so verstandenen «Sinologien» garantieren. Die in der Verblendung für Töchter gehaltenen Fächer wie «Chinesische Geschichte» oder «Chinesische Literatur» finden zu ihren eigentlichen Müttern (nämlich Geschichtswissenschaft und Literaturwissenschaft) zurück (auch wenn die Kindschaftsanerkennungsprozesse noch nicht überall ausgefochten sind), und die ihrer Lebensinhalte beraubte Amme «Sinologie» verkommt zu einem undifferenzierten akademischen Sprach- und Lektürekurs.

Die Konsequenzen der terminologischen Orientierungslosigkeit und die Zählebigkeit des chinakundlichen Deutungsrahmens lassen sich beispielhaft an Formulierungen der durchaus aufgeschlossen konzipierten Zürcher Studienordnung für Sinologie aus dem Jahre 1980 aufzeigen. Es heisst da:

> Die *Sinologie* befasst sich mit der Sammlung von Kenntnissen über China und deren systematischer Erforschung, vorwiegend unter Benutzung chinesischer Quellen. (. . .) Sie ist eine *Regionalwissenschaft.* Als solche bezieht sie die Forschungsmethode aus dem Gebiet der jeweiligen Fragestellung (z.B. Geschichte, Ökonomie, Architektur).

Nun: der Begriff «Regionalwissenschaft» ist eine Wortbildung, die dem Einfluss einer in Amerika verbreiteten Forschungs- und Ausbildungsorganisation zuzuschreiben ist. Da existieren sogenannte «area institutes», also Institute, die für das Studium einer bestimmten geographischen Region gebildet werden (es sei hier an das von H. Franke erwähnte Modell in Bochum erinnert). Die wissenschaftlichen Studien, die dort im Verbund unternommen werden, heissen insgesamt «area studies», also Regionalstudien. Wird die Region spezifiziert, so heissen solche Studien z.B. «Chinese Studies», also «Studien zur Region China». Die einzelnen Wissenschaftszweige können historisch, literarisch, philosophisch, usw. angelegt sein. Jede dieser Wissenschaften befasst sich also unter einem bestimmten Aspekt mit China, leistet somit eine «area study» oder Regionalstudie – und kann somit folgerichtig als eine *Chinawissenschaft,* allgemeiner: als eine *Regionalwissenschaft* bezeichnet werden. Aus diesem Verständnis heraus ist also das Fach «Chinesische Geschichte» eine solche Regional- bzw. Chinawissenschaft; den in diesem Fach tätigen Wissenschaftlern käme somit die Bezeichnung China-Historiker zu.

Wir haben demnach an einem solchen Institut eine Ansammlung von «Regionalwissenschaften», denn alle befassen sich mit der gleichen Re-

gion. Wenn man nun die Zürcher Definition betrachtet, so erscheint die Sinologie *inhaltlich* gesehen in der dem chinakundlichen Erbe verpflichteten Rolle des *übergeordneten Gesamtfaches* (vgl. H. Franke), nämlich im Sinne von «Chinese Studies» bzw. «Studien zur Region China», denn sie fasst ja historische, literarische, und viele andere chinabezogene Wissenschaften zusammen. Als chinakundliches Gesamtfach verstanden ist hier die Bezeichnung «Sinologie» (in fataler Progressivität) tatsächlich zu der von H. Franke prophezeiten Mantelbezeichnung geworden, die lediglich das gemeinsame regionale Merkmal der sich mit China befassenden Teile von Wissenschaften wie Geschichte, Philosophie, Literaturwissenschaft, usw. zum Ausdruck bringt. In diesem Sinne kann sie freilich – und wie in der Studienordnung postuliert – auch auf eine eigene Methode verzichten und sich auf den Sprachunterricht und auf das Sammeln der entsprechenden chinawissenschaftlichen Kenntnisse beschränken. Definiert man die Sinologie aber dennoch – wie in der Studienordnung – auch als *Regionalwissenschaft,* so steht sie wohl einzigartig da, denn sie ist so eine Wissenschaft *ohne eigene Methode* und kann da konsequenterweise nur noch als Fach charakterisiert werden, das sich auf das Sammeln von Kenntnissen über China beschränkt, also als «Chinese Studies». Fassen wir zusammen: Die Sinologie erscheint auf diese Weise *inhaltlich* als Gesamtfach oder übergreifendes Fach, welches einzelne Chinawissenschaften zusammenfasst, *terminologisch* jedoch als Regionalwissenschaft, d.h. als eine Chinawissenschaft unter anderen. Kurzum: sie erscheint sowohl als Ganzes wie als Teil des Ganzen. Kein Wunder, dass sich die entsprechenden Teile der so ohne «Mass und Mitte» dastehenden Sinologie nun als echte Regionalwissenschaften bei den zuständigen Fächern wie Geschichte, Literatur, usw. eingliedern.

Ein weiterer Punkt: Dass laut Zürcher Studienordnung die Erforschung Chinas «unter Benutzung chinesischer *Quellen*» vor sich geht, ist insofern konsequent, als der Beizug von Forschungsmethoden aus sogenannten Methodenfächern gewisse Textbereiche in Quellen verwandelt, also in Schriftstücke, die unter einem eingeengten, fachspezifischen Aspekt gesehen werden, und die übrigen Texte als «irrelevant» ausgrenzt. Wenn Texte also zu Quellen werden, dann ist es eine logische Folge, dass H. Franke die Sinologie zu dem «Teil der Chinakunde, der die Kenntnis der chinesischen Sprache und Schrift voraussetzt», reduzieren kann, letztlich also doch als Rahmen für die Abhaltung von akademischen Chinesischkursen definieren kann.

Diese zum Feigenblatt verkümmerte «Berlitz-Sinologie» ist als akademisches Fach in der Tat leblos – aber lebt *die* Sinologie dennoch weiter?

Halten wir zunächst einmal ausdrücklich fest, dass das Entstehen von Chinawissenschaften verschiedenster Art eine durchaus *positive Entwicklung* signalisiert; sie bedeutet nämlich nichts weniger als die beginnende oder bereits erfolgte Emanzipation Chinas in den etablierten Wissenschaften: so wie man amerikanische Geschichte oder Literatur studieren kann, so soll man nun auch chinesische Geschichte oder Literatur studieren können – entsprechende Sprachkenntnisse natürlich vorausgesetzt. Diese Chinawissenschaften arbeiten mit Methoden und an Fragestellungen ihrer jeweiligen Mutterwissenschaft und adaptieren diese für ihre spezifische Region.

Was aber geschieht mit *der* Sinologie? Wie wir bereits gesehen haben, ist ihr – mindestens in Zürich – eine Methode abgesprochen worden. Wenn sie aber als Wissenschaft existieren soll, dann müssen wir eine *sinologische Methode* identifizieren und definieren können. Dazu müssen wir uns ein bereits kritisch beleuchtetes Merkmal in Erinnerung rufen, welches in allen Definitionen der Sinologie vorkam, nämlich die *Sprachbezogenheit.* Dies bedeutet ja ganz konkret, dass das Forschungsobjekt der Sinologen in allererster Linie *sprachliches Material* ist, nämlich Sprachdenkmäler und Texte aller Art. Texte sind aber nicht neutrale Informationsträger; im Gegenteil: sie bergen bereits verarbeitete Informationen. Das ist wohl bekannt. Zum Kern der Sache stossen wir jedoch vor, wenn bedacht wird, dass wir zunächst nicht im eigentlichen Sinne des Wortes Chinas Geschichte, Literatur, Religionen, Philosophie, usw., «studieren» können; was wir dagegen in den allermeisten Fällen müssen, ist «*Texte* studieren», die historische, literarische, religiöse, philosophische, usw., Informationen bzw. Dimensionen aufweisen. Wir müssen also, und dies gilt in besonderem Masse – aber nicht nur – für die Beschäftigung mit der Vergangenheit, durch Texte hindurch die sogenannte chinesische Wirklichkeit *rekonstruieren;* diese rekonstruierte Wirklichkeit, die nie Original sein kann, ist Vorbedingung und Objekt sekundärer fachspezifischer, d.h. chinawissenschaftlicher Fragestellungen. Das einzig Originale, womit wir uns beschäftigen können, der meist einzige Erkenntniszugang ist also der Text. *Der Text ist somit in all seinen Aspekten das primäre Studienobjekt;* Kenntnisse über Geschichte, Literatur, usw. sind den Ergebnissen philologischer Arbeit verpflichtet und damit sekundär. Diese absolute Vorrangstellung des Textes zwingt den Sinologen, alle notwendigen Wissenschaften, insbesondere Chinawissenschaften, als Hilfsdisziplinen zum Verständnis heranzuziehen; die integrale Erschliessung der Texte ist also nicht in erster Linie von den Fragestellungen der jeweiligen Chinawissenschaft abhängig, sondern von der Fähigkeit des Sinologen,

deren Einzelerkenntnisse (wo vorhanden und nötig) zu einer Gesamtinterpretation des Textes zu nutzen und zu vereinigen.

Nun: wir haben gesehen, dass der Ersatz der philologischen Methode durch andere, je nach Fragestellung «geborgte» wissenschaftliche Ansätze die Sinologie ausgehöhlt und ihre Texte in enggefasste Quellen verwandelte. Dieses Selbstverständnis der Sinologie als chinakundliches Gesamtfach führt also unweigerlich zu ihrem Verschwinden. Wenn wir jedoch die 250tehenden und noch zu erwartenden Chinawissenschaften fachlich nicht der Sinologie einverleiben müssen, sondern diese den Wissenschaften überlassen können, denen sie vom Forschungsgegenstand her gesehen entstammen, dann kann sich die Sinologie wieder den Texten in ihrer Gesamtheit und in ihrer Integrität zuwenden. Dann kann die Sinologie sich auch problemlos und rechtens mit dem Attribut einer anerkannten und ehrwürdigen Wissenschaft schmücken, nämlich mit einer Methode, und diese Methode der Texterforschung heisst bekanntlich *Philologie.* Die Sinologie soll also die Texte nicht, wie von der Zürcher Studienordnung suggeriert wird, je nach Fragestellung «den Gebieten Geschichte, Literatur, Philosophie und Religionswissenschaft zuordnen», sondern sie schlicht und einfach der einzigen Fragestellung, die der Sinologie ansteht, aussetzen: *was bedeutet der Text?* Dass die zur Beantwortung dieser Frage eingesetzte philologische Methode einer ständigen kritischen fachinternen Diskussion bedarf, ist für ein wissenschaftliches Fach selbstverständlich.

Natürlich ist das Erkenntnisinteresse der Sinologen auch auf die in den Texten kodierten Teile der Wirklichkeit gerichtet. Aber diese Wirklichkeit muss – wie bereits ausgeführt – zuerst rekonstruiert werden, bevor sie studiert werden kann, und ist nicht nur in Aspekten, sondern möglichst in ihrer Totalität zu erschliessen. Mit anderen Worten: die sinologische Beschäftigung mit dem Text geht nicht von nicht-philologischen chinawissenschaftlichen Fragestellungen aus; diese wiederum können erst aus der philologischen Arbeit am Text heraus sinnvoll formuliert werden. Der verständliche «Drang» zur Wirklichkeitsschau gewissermassen «jenseits» des Textes lässt leider häufig vergessen, dass der Text das eigentliche Ob-jekt darstellt, das es zunächst zu erschliessen gilt. Diese Erschliessung ist aber unerlässliche Voraussetzung für die Beantwortung chinawissenschaftlicher Fragestellungen, die über die einzelnen Texte hinaus auf die Konstituierung und die Erhellung der fachspezifischen wissenschaftlichen Konstrukte «Geschichte Chinas», «Philosophie Chinas», usw. ausgerichtet sind. Auf eine vereinfachte Formel gebracht kann man sagen: Sinologie als Philologie bedeutet *Primat des Textes;* bei den nicht-

philologischen Chinawissenschaften, die sich mit Aspekten des Konstruktes «chinesische Wirklichkeit» beschäftigen, hat die jeweilige fachspezifische *Fragestellung Vorrang* vor dem Text.

Natürlich ist damit nicht ausgeschlossen, dass der Sinologe – und dies war und ist meist der Fall – *gleichzeitig* ein Chinawissenschaftler bestimmter Prägung ist, denn häufig ist er auch auf eine der Hilfsdisziplinen spezialisiert. Und damit wird schliesslich die der chinakundlichen Optik zuzuschreibenden Verzerrung in den Perspektiven von von Tscharner und H. Franke und vielen anderen deutlich sichtbar: Nicht die Sinologie hat sich ausdifferenziert, sondern andere Fächer haben sich der Region China und des chinesischen Materials bemächtigt, um daran ihre fachspezifischen Fragestellungen zu entwickeln und überprüfen. Die grossen Forscher der dritten Etappe waren nämlich einerseits philologisch gebildete Sinologen, andererseits profilierte Fachwissenschaftler (Linguisten, Soziologen, Historiker, Ökonomen, usw.). Ihre philologischen Erschliessungsarbeiten gehören zu den grossen Leistungen der Sinologie – und insofern zählt man sie berechtigterweise zu den Sinologen; ihre fach- – und das heisst nunmehr: chinawissenschaftlichen – Ergebnisse gehören dagegen der jeweiligen Wissenschaft und sind anderen Sinologen bei der Erschliessung weiterer Texte dienstbar. Mit Recht kann man sie daher auch als China-Historiker, China-Linguisten, China-Soziologen, usw. bezeichnen, denn sie haben so Anteil sowohl an der Sinologie, als auch an ihrer Fachwissenschaft. Die folgenden terminologischen Regelungen drängen sich daher auf: *Sinologe* ist, wer die sinologische Philologie studiert hat und beherrscht; *Chinawissenschaftler* ist, wer sich fachspezifisch (aber nicht philologisch) mit China beschäftigt, und zwar unabhängig davon, ob er/sie Sinolog/in ist oder nicht. Chinakundler kann heute – nebenbei bemerkt – niemand mit gutem wissenschaftlichen Gewissen sein; das ist endgültig eine Sache der Vergangenheit.

Das Verhältnis zwischen Sinologie und den anderen sich mit China befassenden Fachwissenschaften ist also das einer *Grundlagenwissenschaft* und der von ihr abhängigen und ihre philologischen Produkte verarbeitenden Wissenschaften. Sie ist damit einerseits auch eine – nunmehr richtig verstandene – *Regional-* oder *Chinawissenschaft* mit eigenem Forschungsobjekt (nämlich chinesischen Texten aller Art) und mit eigener Methode (nämlich der philologischen), andererseits aber insofern etwas Besonderes, als sie durch ihre eigentümliche Methode, die extensiven Gebrauch von Einsichten anderer Chinawissenschaften und deren Mutterwissenschaften macht, auch die wichtige Funktion einer *Brückenwissenschaft* spielt. Die Sinologie ist also nicht einfach eine organisatorisch sinn-

volle Einheit, die Sprachkurse und Methodikveranstaltungen zentral beherbergen kann; viel wichtiger ist, dass sie als die philologische Chinawissenschaft *Hauptträgerin der Texterforschung und der textbezogenen Methodenentwicklung* ist.

Ein Plädoyer für die philologisch verstandene Sinologie ist gerade auch deshalb angebracht, weil die Texterfassung, die dazu benötigten Hilfsmittel und auch die Diskussion der philologischen Methode noch derart im Argen liegen, dass eine chinawissenschaftliche Auseinandersetzung mit gewissen Inhalten z. T. schlicht verunmöglicht ist. Es sei hier auf einige elementare Mängel hingewiesen: es fehlen angemessene chinesisch-deutsche Wörterbücher, es fehlen historische Grammatiken, es fehlen autoritative Übersetzungen vieler Standardtexte (die meisten deutschen Übersetzungen sind, wie schon erwähnt, zwischen 50 und 100 Jahren alt – und sogar die Sinologie hat in diesem Zeitraum gewisse Fortschritte zu verzeichnen); es fehlt ferner eine ernstzunehmende Gattungstheorie, die die Einordnung und die Bestimmung des Informationswerts von Texten ermöglichen würde, usw. usf. Wenn sich Sinologen über die in jüngster Vergangenheit von einem nicht-sinologischen Chinaphilosophen verfasste chinesische Philosophiegeschichte entsetzen, dann sollte dies ein Bumerang des Entsetzens sein – wie sollen Chinawissenschaftler, ob mit oder ohne Sprachkenntnisse, sinnvolle Antworten auf ihre Fragestellungen erwarten können, wenn das Material von den Sinologen – und dies sei offen zugegeben – nicht nach dem neuesten Stand ihrer Wissenschaft aufbereitet ist?

Lassen Sie mich ein Beispiel anführen, das die Bedeutung der philologischen Verständnis- und Grundlagenarbeit für die Bearbeitung chinawissenschaftlicher Fragestellungen eindringlich illustriert. Das Problem der «menschlichen Natur» *(jen hsing)* gehört zu den Fragen, die im antiken China besonders eingehend diskutiert wurden – es sei lediglich auf die ausführliche Behandlung dieser Problematik in den Schriften *Meng-tzu* und *Hsün-tzu* verwiesen. Das Schriftzeichen für die nähere Kennzeichnung «menschlich» *(jen)* kommt in antiken Texten ausserordentlich häufig vor und wird allgemein als «Mensch, Mann, (irgend)jemand» wiedergegeben. Diese Bedeutungswiedergaben scheinen ganz natürlich und selbstverständlich – und doch glaube ich, dass sie irreführend, ja sogar falsch sind. Meine Forschungsergebnisse, die sich auf genaue Analysen der Textsorten sowie der sprachlichen und aussersprachlichen Kontexte, in denen dieses Schriftzeichen verwendet wird, stützen, deuten darauf hin, dass das Schriftzeichen *jen* in antiken Texten in der Bedeutung «Standesperson» verwendet wurde. Wenn dieses Ergebnis stichhaltig sein sollte

(und es bestehen sehr gute Gründe, das anzunehmen), dann wären die Konsequenzen für einige Chinawissenschaften im wahrsten Sinne fundamental. Das Problem der «menschlichen Natur» etwa, welches Gegenstand geistesgeschichtlicher oder philosophischer Untersuchungen ist, müsste neu – und wesentlich enger – als Problem der «Natur der Standesperson» formuliert werden – das Volk *(min)*, dessen einzelne Glieder nach *unserem* irreführenden (Vor)verständnis zu den «Menschen» gezählt werden, wäre nämlich aus dieser Diskussion ausgeschlossen. Etwas prägnanter formuliert: Der «Mensch» beginnt bei der «Standesperson». Chinahistoriker und Chinasozialwissenschaftler wären aus ähnlichen Gründen gezwungen, ihre Vorstellungen von der Schichtung und Organisation der antiken Gesellschaft zu überdenken – und die Führung der chinesischen Volksrepublik, schliesslich, müsste sich wirklich fragen, ob sie nicht einen wichtigen Bestandteil der offiziellen Landesbezeichnung, eben «Volks-» (chinesisch: *jen min*), tunlichst weglassen sollte, denn die eine nach wie vor existierende Klassengesellschaft verratende Bedeutung des nunmehr richtig als Republik der «Standespersonen (sprich: des Kaders) und des Volks» zu deutenden Ausdrücke *jen* und *min* müsste doch zu nahe an der Wahrheit sein, um noch dogmatisch erträglich zu sein.

Es versteht sich, dass die verschiedenen chinawissenschaftlichen Forschungen umgekehrt auch einen Einfluss auf den Fortgang philologischer Bemühungen haben. Dieser Einfluss wächst mit der zunehmenden Komplexität der wissenschaftlichen Fragestellungen, denn der Philologe ist in vielen Fällen nur noch imstande, Probleme zu identifizieren oder zu artikulieren, nicht aber, sie im Alleingang zu lösen. Deutlich lässt sich das beispielsweise im Bereich sprachwissenschaftlicher Fragestellungen aufzeigen. Der Philologe, der sich das Verständnis eines bestimmten Textes zum Ziel gesetzt hat, konzentriert sich voll auf die Äusserungen, die im Text realisiert sind. Da stellt er beispielsweise fest, dass negierte Äusserungen in zwei Realisationsformen vorkommen, nämlich mit den beiden Negationen *pu* oder *fu*. Da die beiden Negationen keine klaren Unterschiede in ihrem grammatischen Verhalten aufzuweisen scheinen, ist der Philologe zuletzt auf eine Pseudoerklärung verfallen: Er bezeichnet den Unterschied als einen der Betonung. Nun sind Betonungen in einem Text leicht zu vermuten, aber sehr schwer nachzuweisen – die Erklärung lässt also beträchtlichen Raum für willkürliche Interpretationen. Eine durchaus unbefriedigende Situation, denn damit ist ja gerade das Verständnis des Textes erschwert, und das ausgerechnet bei Schriftzeichen, die mit grosser Häufigkeit vorkommen! Der Chinasprachwissenschaftler, der sich dieses Problems annimmt, ist im Gegensatz zum Philologen geschult,

auch darauf zu achten, was nicht unmittelbar im Text steht; d.h. in seinem Bemühen, das Sprachsystem zu erklären und zu beschreiben, registriert er auch, wo die Äusserungsebene der Sprache grammatische und semantische Lücken aufweist oder aufzuweisen scheint. Erst diese Perspektive und die sie begleitende terminologische Konzeptualisierung erlaubt es dem Sprachwissenschaftler, grammatische Probleme dieser Art umfassend anzugehen. Dabei stellt er in diesem konkreten Fall fest, dass die Negation *pu* alle Äusserungen negieren kann, mit einer einzigen bedeutsamen Ausnahme: Äusserungen mit dem kausativen Verb *shih* «veranlassen, dass» werden *niemals* mit *pu* negiert, sofern das Subjekt des Objekt- bzw. «dass»-Satzes das Pronomen *chih* wäre. Gleichzeitig stellt er fest, dass alle Äusserungen, die mit *fu* negiert sind, sich mühelos (und mit einem beträchtlichen Gewinn an Textverständnis) so erklären lassen, wie wenn der Konstruktion die Negation *pu* und das kausative Verb *shih* zugrundeliegen würden. Der systematische Unterschied im grammatischen Verhalten der beiden Negationen *pu* und *fu* ist also über eine für den äusserungsorientierten Philologen unauffällige, für den sprachorientierten Linguisten jedoch erklärungsbedürftige Lücke in der Äusserungsebene erfassbar geworden. Da ist es nun an den Sinologen, ihr Verständnis der von dieser grammatischen Erklärung betroffenen Stellen zu revidieren.

Diese Beispiele illustrieren, dass der Fortschritt in unseren Kenntnissen Chinas – nota bene: des vergangenen wie des gegenwärtigen – davon abhängig ist, dass die Sinologie in ihrem Wesen als Grundlagenwissenschaft klar erkannt und respektiert wird und dass die übrigen Chinawissenschaften die nötige Förderung erfahren. Die gegenseitige Abhängigkeit ist aber nicht nur ein wissenschaftsinternes Problem; sie weist auch ganz klar wissenschaftspolitische und allgemein politische Dimensionen auf. Die Sinologie und die Chinawissenschaften sind zwar zur wissenschaftlichen Qualitätsarbeit und zur Heranbildung qualifizierter Nachwuchsleute, also zur Wahrnehmung des allen Universitätsfächern überbundenen Forschungs- und Ausbildungsauftrages, verpflichtet, aber ein Teil ihres Auftrages besteht ebenso selbstverständlich darin, Dienstleistungen einer weiteren Öffentlichkeit anzubieten. Und gerade in diesem Dienstleistungsbereich manifestiert sich ein weiteres Mal die Problematik des chinakundlichen Erbes der Sinologie.

Sinologie und Öffentlichkeit

Weder die Sinologie noch die übrigen Chinawissenschaften sind prinzipiell an eine bestimmte Epoche gebunden: Sinologie ist also keineswegs einfach gleichbedeutend mit «klassischer Sinologie», denn der Anwendung philologischer Methoden auf moderne Texte steht nichts Grundsätzliches entgegen. Die «moderne Sinologie» – und damit ist die behandelte Epoche und nicht ein Charakteristikum der Methoden oder eine Anspielung auf das Alter der sie betreibenden Sinologen gemeint – die moderne Sinologie, also, kann jedoch mit mehr «Selbstverständlichkeiten» rechnen (Vorwissen, Erfahrung, bekannte Umwelt, zeitgenössische chinesische Gesprächspartner, usw.), die im Klassischen nicht vorhanden sind (oder je sein werden) oder aber zuerst mühsam erarbeitet werden müssen. Dass in der «Selbstverständlichkeit» gerade auch eine Gefahr steckt, ist Philologen besonders bewusst. Die Frage modern/klassisch ist jedoch deshalb polemisch geworden, weil einerseits die im chinakundlichen Deutungsrahmen gegründete Methodenfrage, die die Sinologie zu sprengen droht, vornehmlich im modernen Bereich gestellt worden ist, und weil andererseits gesellschaftlich gesehen verständlicherweise auch ein grösserer Bedarf an aktuellen Informationen über das moderne China als über das klassische besteht (es sei nochmals an die Begründung des Wissenschaftsrates erinnert).

Diese Situation hat zu einer für die Sinologie beinahe verhängnisvollen Entwicklung geführt, die es nun entschlossen zu durchbrechen gilt: An ihrem Anfang, d.h. in der Schweiz vor ungefähr zwanzig Jahren, steht ein vielgestaltiges Interesse der Öffentlichkeit (Industrie, Handel, Politik, Bürger) an Informationen über China; aus politischen Gründen – zu nennen wäre die Abgeschlossenheit des chinesischen Raumes – sind die üblichen Informationen und Verständnis vermittelnden Medien leistungsschwach oder unfähig oder aber nur beschränkt öffentlich (Zeitungen, Radio, Fernsehen, Handelsvertreter, Botschaften, Nachrichtenbeschaffungsstellen); die Sinn bzw. Verständnis stiftende Funktion wird in Ermangelung eines Besseren der Sinologie «angehängt» (mir sind keine Professoren etwa der Anglistik bekannt, die als Fachvertreter beispielsweise um eine Stellungnahme oder um Vorträge zur aktuellen politischen oder sozialen Situation in Grossbritannien gebeten würden – Sinologen, denen diese Kompetenz a priori zugetraut wurde, passierte dies in analogen Fällen dagegen häufig).

Die Fragen, die von der Öffentlichkeit gestellt werden, gehören mehrheitlich in die Kompetenz der nicht-philologischen Chinawissenschaften

(also chinesische Ökonomie, Geschichte, Gesellschaft, Geographie); da diese Fächer nur z.T. existieren, kommen diese Anfragen notgedrungen zur Sinologie; die philologisch ausgerichtete Sinologie konnte und kann sie nicht oder nur z.T. befriedigen, weil sie nicht in erster Linie an solchen Fragestellungen arbeitet; Öffentlichkeit und verunsicherte Sinologen stellen darauf die gefürchtete Gretchenfrage nach der *gesellschaftlichen Relevanz* der Sinologie. Die sich bedroht fühlende Sinologie versucht verzweifelt «multi-chinawissenschaftlich» zu agieren, leiht sich zur Befriedigung der Nachfrage Methoden aus Fächern wie Geschichte, Soziologie, Ökonomie, usw., äussert sich (gewiss z.T. inkompetent) zu Fragen zwischen Touristik und Tigerbalsam und befriedigt vielfältige Übersetzungs- und Dolmetschwünsche. Aber gerade durch diese unkritische Methodenübernahme und die sie begleitende Verteufelung der als «weltfremd» geltenden Philologie, aber auch durch die anwenderorientierten Tätigkeiten entfernt sie sich von ihrer eigentlichen Grundlagenarbeit; dies wirkt sich negativ auf die Qualität der sinologischen Grundlagenarbeit aus und hemmt den infolge der Nachfrage einsetzenden Aufbau leistungsfähiger Chinawissenschaften.

Fazit: Weder die Sinologie noch die wenigen etablierten Chinawissenschaften können die aktuelle Nachfrage nach Informationen und ausgebildeten Spezialisten befriedigen, da die Kompetenzbereiche nicht klar geregelt sind und sie sich u.a. dadurch in ihrer Arbeit gegenseitig behindern; in diese Lücke ist bald ein ausseruniversitärer Markt mit dem allerdings nur selten eingelösten Anspruch gesprungen, die Geheimnisse des fernöstlichen «Mysteriums» dem staunenden Publikum erklären zu können (die Frage «welches Buch soll ich zu diesem oder jenem Thema lesen bzw. kaufen?» landet dagegen kurioserweise häufig dennoch bei den Sinologen!); die Chinawissenschaften werden schliesslich inner- und ausserhalb der Universität nicht mehr ernstgenommen. Diesem Teufelskreis kann man wohl nur entrinnen, wenn der Sinologie und den Chinawissenschaften ihre eigentlichen Aufgaben bewusst werden, und sie sich auf ihre eigenen Methoden besinnen – und wenn Öffentlichkeit, Industrie und Handel Verständnis und Mittel für den Aufbau weiterer anwenderorientierter Chinawissenschaften aufbringen. Es versteht sich, dass damit für die Sinologen fachintern eine Neuorientierung in der Ausbildung, in der Forschung und in der Öffentlichkeitsarbeit ansteht, und dass fachextern die Einrichtung weiterer Chinawissenschaften und die Zusammenarbeit mit diesen aktiv betrieben werden soll. Ich bin überzeugt, dass sowohl die Sinologie als auch die anderen Chinawissenschaften ihre Relevanz und ihre Anwesenheit bzw. Einrichtung in der universitären und gesellschaft-

lichen Umwelt rechtfertigen werden. Geben wir ihnen diese Chance! Der Standort, der Thema dieser Ausführungen war und Ausgangspunkt für die künftige Entwicklung sein will, wäre hiermit bestimmt.

Bibliographie

MARIO CORTESI, FRANK A. MEYER, *Notizen aus China. Ein Schweizer Lesebuch über die Volksrepublik China seit der Kulturrevolution.* Zürich: Verlag Ernst Gloor 1972.

Forschungsbericht des Schweizerischen Wissenschaftsrates. Band I, Kapitel «Ost- und Südostasiatische Studien». Bern 1973, S. 146ff.

HERBERT FRANKE, *Sinologie an deutschen Universitäten.* Wiesbaden: Steiner 1968.

WOLFGANG FRANKE, «Der Aufbau der ostasiatischen Studien in Hamburg. I. Sinologie.» In: *Wissenschaftliche Mitteilungen,* o.J., S. 15–19.

EDUARD HORST VON TSCHARNER, *Die Chinakunde als Wissenschaft.* Antrittsvorlesung, gehalten an der Universität Bern am 17. Juni 1939. In erweiterter Gestalt. St. Gallen: H. Tschudy 1940.

BODO WIETHOFF, *Grundzüge der neueren chinesischen Geschichte.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1977.